

*Kari Bürgler*

## Bekenntnis und Konversion

**D**REI JAHRE PRIESTER ohne Arbeitserlaubnis, drei Jahre Stellensuche, drei Jahre Zusammenleben mit meinem Freund, drei Jahre Freiheit und auch drei Jahre Hoffen, Vertrauen und seinen Glauben intensiv herausfordern – das sind die ersten spontanen Gedanken, wenn ich zurückdenke an die Zeit, in der ich nun als suspendierter Priester lebe.

### *Coming-out in der Gemeinde*

Es war im Frühsommer 2002, als ich als Pfarrer einer grösseren Gemeinde am Schluss des Sonntagsgottesdienstes der Gemeinde eröffnete, dass ich mich verliebt hätte – nicht in eine Frau, sondern in einen Mann. Mir sei es ein sehr grosses Anliegen, dies offen und ehrlich sowohl vor der Pfarngemeinde, wie auch vor den entsprechenden Kirchenverantwortlichen darzulegen, so erklärte ich. Diesem öffentlichen Outing gingen Tage, Wochen und Monate voraus, in denen ich verschiedene intensive Gespräche mit persönlichen – auch kritischen – Bezugspersonen und Freunden, mit meiner Familie und schliesslich mit Pfarreibehörden und dem Bischof geführt hatte. Als Pfarrer und Gemeindeleiter war es mir wichtig, das Vertrauen, das ich zu Mitarbeitenden und Vorgesetzten aufgebaut hatte, zu pflegen und sie vorzeitig über die persönlichen Entscheide und allfälligen Schritte, die ich tun wollte, zu informieren und sie, wo möglich, in die Entscheidungsfindung mit einzubeziehen. Vorgängige Ängste über negative Reaktionen konnte ich sehr schnell begraben, da mir meist grosses Verständnis entgegen gebracht und schliesslich breite Unterstützung angeboten wurde. Dies erleichterte mir verständlicherweise den Schritt an die Öffentlichkeit zu tun, der für mich nun bevorstand.

Schmetterlinge im Bauch drängten mich, einen Schritt nach vorne zu machen. Mein Wunsch nach Nähe, Zärtlichkeit und Zweisamkeit liessen mich

mit dem Zölibat brechen und mein Verständnis von Priestersein verpflichteten mich, offen und ehrlich vor Gott, vor die Menschen und nicht zuletzt auch vor mich selbst hin zu stehen. Gefühle, Glauben und Überzeugungen konnte ich mit jener doppelbödigen Lebensweise nicht mehr unter einen Hut bringen. Sie drohten, in mir zu explodieren oder Teile in mir verkümmern zu lassen. Ich wollte, wie ich einmal sagte, wieder aufrecht durchs Leben gehen können – der Preis, den ich dafür zu bezahlen hatte, war mir wohl klar.

### ***Unsicherheiten mit dem Zölibat***

Wie war es dazu gekommen? Ich kann heute nicht mehr sagen, wann dieses mein Ringen begonnen hatte. Einerseits weiss ich, dass ich mein Zölibatsversprechen vor dem Bischof mit voller Überzeugung ablegen konnte, andererseits sehe ich mich heute noch, wie ich zirka eine Woche nach meiner Priesterweihe mit einer Frage konfrontiert wurde, die wohl bis heute prägend für mein Leben geblieben ist. Jene Schülerin platzte gleich zu Beginn einer Lektion Religionsunterricht mit einer Frage heraus: »Herr Bürgler, was ist, wenn ihnen morgen ihre Traumfrau über den Weg läuft?« Betroffenes Schweigen. Auf diese Frage war ich nicht gefasst. Nach einer kurzen Gedankenpause antwortete ich ruhig: »Ich weiss es nicht.« – Jeder Tag meines Priesterseins, besser noch, jeder Tag meines Menschseins ist ein erneutes Sich-Entscheiden. Ich weiss nicht, was morgen sein wird, aber ich weiss, was gestern war. Auf dem Hintergrund meiner Vergangenheit entscheide ich mich tagtäglich für das Heute.

Damit war das Thema aber nicht vom Tisch. Ruhige Zeiten, in denen ich zufrieden, ruhig und erfüllt lebte, wechselten mit Zeiten der Spannung, der Suche und der Leere. Die Leere versuchte ich mit einer stärkeren Beziehung zu Gott zu füllen. Ich suchte Erfüllung in der Aktivität. Ich beruhigte mich mit vielem Gutem, das ich erreichte und weitergeben konnte. Ich suchte schliesslich Auswege in flüchtigen Beziehungen. Doch die Leere füllte sich nicht. Unzufriedenheit über meine Arbeit, ein schlechtes Gewissen, nicht dem gerecht zu werden, was ›man‹ von mir erwartete, und Verlogenheit mir gegenüber und der Arbeit, die mir anvertraut war, begannen meinen Alltag mehr und mehr zu prägen. Zu dem Zeitpunkt wagte ich es noch nicht und fand die Kraft auch nicht dazu, mich jemandem anzuvertrauen. Es war schliesslich wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis das Fass zum Überlaufen kam. Und Gott und meine Beziehung zu ihm? Er verurteilte nicht. Er war geduldig und begleitete mich in meinem Ringen. Je besser ich es schliesslich verstand, offen und ehrlich mit mir selber umzugehen, umso mehr spürte ich seine Nähe und seine Kraft. Ich begann zu verstehen, dass ich nur ein guter Priester sein konnte, wenn ich meine Menschlichkeit mit all ihren Stärken und Schwächen in mein Leben integrieren konnte – voll und ganz. Ein Priester ist schliesslich kein Übermensch.

### **Priester im Rollentausch**

Nun sehe ich mich in der Situation, dass ich bereits seit drei Jahren suspendiert bin. Wenn ich immer wieder höre, dass ich ja nicht mehr »Pfarrer«, sprich nicht mehr Priester sei, so dementiere ich dies klar und deutlich, denn so, wie ich früher Priester war, so bin ich es heute noch – in meinem Inneren, in meiner Überzeugung und in meinem Leben. Es ist Tatsache, dass ich nicht mehr als Priester in der Kirche arbeiten darf. Als Priester leben kann und darf ich aber noch immer. Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, dass mir die Situation der Suspendierung und des Zum-Nichts-Tun-Verurteilt-Seins nicht oft zu schaffen machen würde. Gerade im Hinblick auf diese Tatsache, die bei meinem Outing für mich absehbar war, begann ich ab dem ersten Moment, mich mit meinem »neuen Leben« und mit meinem »neuen Status« intensiv auseinander zu setzen. Schon vor meiner Suspendierung war es für mich klar, dass ich wie auch immer meinen Platz in der Kirche wieder finden musste und wollte. So sah ich mich z.B. am Sonntag nach dem Erhalt des bischöflichen Suspendierungsdekretes zwar wiederum in ›meiner‹ Pfarrkirche, jedoch unter vielen anderen Gläubigen in der Kirchenbank, während einer meiner Mitarbeiter der Wortgottesfeier vorstand. Nicht mir fiel dieser Rollentausch in erster Linie schwer, sondern vielmehr meinen Mitarbeitenden und der Gemeinde selbst, mit denen zusammen ich feierte und betete. Was hier für die Gemeinde eine Konfrontation mit der harten Tatsache war, mich nicht mehr als Vorsteher der Gemeindegottesdienste zu erleben, war für mich die persönliche Begegnung mit meinem Platz in der Kirche, der mir zugewiesen war. Zugegebenermaßen staune ich rückblickend, wie es mir im Grunde genommen recht gut gelungen ist, mich in meiner neuen Situation zurecht zu finden. Von Anfang an war für mich eines klar: ich bin und ich bleibe Priester. Also war es für mich auch klar, dass ich weiterhin in meiner priesterlichen Funktion Eucharistie feiern konnte – nun jedoch sozusagen inkognito mitten unter dem Fussvolk der Gläubigen. Bis heute feiere ich hier Eucharistie, konzelebriere ich und leihe meine Hände, meine Stimme und meine Kraft Menschen, die mich um mein Gebet und um meine unterstützende Kraft gebeten haben. Hier spreche ich die Worte Jesu beim Brechen des Brotes und beim Teilen des Weines. Hier segne ich und bitte um Segen.

### **Trauer und Liebe zur Kirche**

Es war tatsächlich ein schmerzlicher Prozess, dem ich nun ausgesetzt war. Insgeheim war noch ein Funke Hoffnung in meinem Inneren, der Neues und Aufbrechendes versprechen sollte. Blauäugigkeit?! Der Funke Hoffnung ist geblieben und ich übe mich in Geduld und Vertrauen darauf, dass ich oder vielleicht erst Menschen nach mir eine Kirche erleben werden, die nicht mehr so handeln muss, wie sie hier gehandelt hat. Hier macht sich meine Trauer über Geschehenes am meisten bemerkbar. Ja, es ist Trauer, es ist nicht Wut. Diese verspürte ich kaum, da ich ihr keinen Platz einräumen wollte.

Vielmehr ist es die unsägliche Trauer, die nicht versteht, dass Verantwortliche in meiner Kirche heute noch nicht anders können, als zu entscheiden, wie sie oft selber viel lieber nicht entscheiden würden. Es ist Trauer darüber, dass die Paragrafen oft immer noch über dem Wort Gottes zu stehen scheinen. Und es ist schliesslich die Trauer darüber, dass Autorität und Angst der Stimme des Herzens den Rang ablaufen.

Tatsächlich liegt der Gedanke hier sehr nahe, einer solchen Kirche den Rücken zu kehren und einen Ort zu suchen, wo ich Akzeptanz, Offenheit und Ehrlichkeit erlebe und als Priester leben kann, der sich bemüht, mit sich selbst, mit seinem Partner, mit seinen Mitmenschen und mit Gott einen Umgang zu pflegen, wie ihn Jesus selbst gelebt und gepredigt hat. Überraschenderweise und scheinbar wie ein Zeichen vom Himmel erreichte mich wenige Tage nach meinem öffentlichen Bekenntnis ein Anruf eines Bischofs einer unserer Geschwisterkirchen. Jener Bischof bot mir ohne grössere Umschweife eine Pfarrgemeinde an, wo ich als Priester arbeiten und in Partnerschaft mit meinem Freund leben konnte. Ich meinerseits entgegnete ebenfalls ohne lange nachzudenken, dass dies für mich keine Alternative sei. Warum? Das habe ich mich seither öfters gefragt. Das Angebot scheint oft wie eine Versuchung zu locken, meinem Dasein als Stellensuchender endlich ein Ende zu setzen. Immer und immer wieder ist aber die Antwort so simpel und einfach: ich bin in die Tradition dieser meiner Kirche hinein geboren und getauft, diese Kirche hat mich Vieles gelehrt und mir Vieles geschenkt, ich habe aus dem Reichtum der Traditionen und Bräuche gelernt, mich und mein Leben besser zu verstehen und zu leben. Schliesslich habe ich als Priester versucht, trotz vieler Rückschläge, Enttäuschungen und Verletzungen, hundertprozentig in und für diese Kirche zu arbeiten und zu leben, denn es ist meine Kirche. Es ist die Kirche, die ich liebe. – Und wenn sie mich nun ja nicht mehr liebt? Ob sie mich noch liebt oder nicht, das kann und will ich nicht entscheiden, das liegt nicht in meinen Händen. Ob aber ich sie lieben will, das liegt in meinen Händen. Es ist, wie eine Mutter mir einmal beinahe seufzend, aber tief glaubend erklärte: *»Es ist ein Kreuz mit der Kirche – aber ich liebe sie!«* Ich meine, ich wäre nicht mit Leib und Seele Priester in dieser Kirche gewesen, wenn ich heute meinen Weg ausserhalb dieser Kirche suchen würde. Nun aber muss sich die Kirche, ob sie will oder nicht, mit meiner Situation auseinandersetzen und sich hinterfragen lassen. Ich bin immer noch Priester und ich bleibe immer noch (Priester) in dieser Kirche.

In einem kürzlich geführten Gespräch über meine jetzige Situation als suspendierter, schwuler Priester, der von seiner »Familie« nicht akzeptiert wird, kam ich mit meinem Gesprächspartner auf den Segen zu sprechen, den wir bekommen bzw. der uns verweigert wird. Hier wurde eines deutlich, was ich in den vergangenen Jahren immer wieder spürte: Wenn mir die Verantwortlichen meiner Kirche den Segen auch gleichsam entzogen haben, den Segen der Gemeinde, in der ich gearbeitet und gewirkt habe, den Segen der

Menschen, die mit mir Kirche gelebt und gestaltet haben, den habe ich. Den Segen der Gemeinde habe ich reichlich.

### **Neue Erfahrungen**

Die vergangenen drei Jahre seit meiner Suspension sind, wenn es äusserlich auch den Anschein machen mag, nicht verlorene Jahre. Gerade in diesen Jahren habe ich sehr viel gelernt. Heute weiss ich, wovon ein Mann spricht, wenn er mir seine Situation der Arbeitslosigkeit erklärt. Heute weiss ich, was eine Hausfrau meint, wenn sie von ihrem Alltag erzählt. Heute weiss ich besser als vor ein paar Jahren, was es heisst, zu lieben und geliebt zu werden, zu streiten und zu verzeihen, sich fallen zu lassen und aufgefangen zu werden. Heute weiss ich schliesslich auch, wie Glauben herausfordert und herausgefordert werden kann. Dankbar erkenne ich heute, dass ich ohne meinen Glauben und mein Vertrauen in Gott heute nicht da stehen würde, wo ich stehe. Es ist keine Frage, mein Glaube hat mich oft sehr, sehr herausgefordert um nicht zu sagen, er habe es mit mir oft fast auf die Spitze getrieben. Nein, in Wahrheit ist es wohl umgekehrt! Ich habe meinen Glauben herausgefordert. Ich habe, wie ich bei meiner letzten Predigt in meiner Pfarrgemeinde gesagt habe, *einen Schritt in die Luft gemacht – und er hielt*, – dieser Schritt. Gerade in den letzten Monaten habe ich immer wieder erlebt, wie der Glaube trägt und hält. Hätte ich vor drei Jahren diesen Schritt an die Öffentlichkeit nicht gewagt, hätte ich diese Erfahrung so ganz bestimmt nicht machen können. Ich würde vielleicht weiterhin wohlbehütet irgendwo arbeiten und mir schöne Gedanken machen über Gottes Liebe und Treue. Ich würde auf die Kanzel steigen und diese schönen Gedanken den aufmerksamen Gläubigen weitergeben. Ich würde weiterhin gescheite Theologie lesen und Gott im Gebet und in der Meditation suchen. Jetzt aber finde ich mich konfrontiert mit Gott, wenn zum zigsten Mal eine Absage im Briefkasten liegt, wenn mir Schüler Fragen zu meinem Outing stellen und Passanten auf der Strasse sich betroffen äussern über die unhaltbare Situation meines Status in der Kirche. Tagtäglich fordere ich jetzt meinen Glauben und somit auch mein Vertrauen heraus, dass ich nicht verzweifle, wenn meine finanziellen Mittel nicht mehr die vierstelligen Zahlen übersteigen, die Beziehung durch meine Situation auf die Probe gestellt wird und ich mit Blick auf die Zukunft nicht weiss, wo ich morgen sein werde.

Mein Glaube an Gott und meine Beziehung zu ihm ist einerseits intensiver und andererseits viel einfacher – sprich bodenständiger – geworden. Ich streite mit Gott. Ich suche nach Sinn. Ich übe mich in Vertrauen und geniesse schliesslich auch die Sorglosigkeit und die Ruhe in und bei ihm. So spüre ich heute mehr denn je, dass ich geliebt bin von Gott. Ich weiss, dass Gott mich liebt als Schwuler, als Priester, als Mensch. Das macht mich glücklich.